

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 60.

Freitag, 12. März.

1915.

(17. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Kriedberg.

Nachdruck verboten.

„Es wird kühl, der Abend kommt, laß uns gehen“, sagte sie und wollte sich rasch erheben, aber er hielt sie nieder und setzte sich zu ihr.

„Einen Augenblick nur, Dore! Ist das wahr, was du vorhin gesagt hat, daß es dein größtes Glück auf Erden wäre, meine — meine Frau zu sein?“

„Ja, das ist wahr. Die Sterne darf man getrost begehren, sie sind ja doch ewig unerreichbar für uns.“

„Aber das ist nicht unerreichbar, ein einziges armfeliges Wörtchen von dir trennt uns von der Verwirklichung, Dore. Ich habe vorhin gemeint, du seiest endlich zu der Einsicht gekommen, daß das das einzige Wahre für uns ist“, — er hielt beschwörend ihre Hände und sah sie innig flehend an. Das war der schwerste Augenblick ihres Lebens; eine Miesin an Kraft hatte der Sanitätsrat sie genannt, und sie mußte es auch wirklich sein, — nicht mit einer Wimper zuckte sie, als sie mit völlig tonloser, aber fester Stimme sagte:

„Ich will dir jetzt sagen, Heinz, warum ich nicht deine Frau werden kann: ich darf nicht heiraten — der Arzt hat es mir für Lebenszeit verboten.“ Sie hielt inne, erschrocken über die Veränderung in seinen eben noch so freudig erwartungsvollen Zügen. Er war in einem Augenblick erbsüß geworden, und die großen Augen starrten sie entsetzt an.

„Du bist krank? Für Lebenszeit ruiniert? Das habe ich über dich gebracht!“

„Um Gotteswillen, nein, Heinz! Erbliche Anlage ist's! Meine Mutter ist bei meiner Geburt an Schwäche gestorben — und ich war von jeher ein dürrstiges Geschöpf. Ich kann neunzig Jahre alt werden, nur gerade heiraten darf ich nicht.“

„O Dore!“ Er sah sie scharf an, sie hielt seinen Augen stand, aber es war etwas Unfreies, Unsicheres in ihrem Blick, das ihn aufmerksam machte. Er wurde mißtrauisch — das erste Mal, daß er ihr nicht unbedingt glaubte.

„Da ist etwas nicht in Ordnung, Dore, ich sehe es dir an.“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Es ist so, Heinz, erschwere es mir doch nicht. Es ist so demütigend, eingestehen zu müssen, daß man zu erbärmlich ist, seinem natürlichen Beruf nachzukommen.“

Jetzt hatte auch ihr Ton etwas Erzwingendes. Er versenkte sein Auge forschend in ihr Gesicht, es war blaß, hatte dunkel umrandete Augen und müde Züge, aber trotzdem lag etwas Kerniges, Stählernes in dem ganzen Persönchen, — konnte sie wirklich so ernsthaft leidend sein? Die Spannung in ihm ließ nach, er mußte selber nicht, woher es kam, daß ihn plötzlich eine Art von Beruhigung erfüllte.

„Ich werde mit dem Sanitätsrat reden, Dore. Aber selbst wenn er deine Worte bestätigt, wird das meinen Entschluß nicht ändern. Dann steht es vielmehr erst recht fest, daß du mich und keinen anderen heiraten darfst. Ich werde mein Weib nicht weniger schonend behandeln als meine kleine Freundin“, — jetzt lächelte

er sogar, als sie erglühend den Kopf senkte — „die Hauptsache ist ja doch, daß du meinen Namen und meinen Schutz erhältst.“

Plötzlich, wie emporgeköpft, sprang sie auf, ihr Kopf hob sich mit energischem Protest: „Nein, das ist die größte Nebensache dabei!“ rief sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn völlig überraschte, „ich brauche deinen Namen und deinen Schutz nicht, ich weise sie unter allen Umständen zurück...“

„Nachdem du soeben gesagt, daß es dein größtes Glück sei...“

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Es ist nicht zart von dir, das als Waffe gegen mich zu führen, was ich als Waffe für dich gebraucht habe. Was ich ausgesprochen habe, nehme ich nicht zurück, laß dir aber ebenso ein für allemal gesagt sein: ich danke für dein Almosen, ich bin es satt, den Bettler zu spielen!“

„Dore!“ Sie hörte ihn nicht, sondern lief mit schnellen Schritten und einer Energie den Weg nach ihrer Behausung entlang, daß er merkte, er dürfe sich ihr augenblicklich nicht nahen.

Was war das? Dieser leidenschaftliche Protest bei der kleinen, kausen Dore — er starrte ratlos grübelnd vor sich hin. Sollte er wirklich doch noch auf sie verzichten müssen? Zu ihrer eigenen Weigerung, ihn zu nehmen, nun noch das Verbot des Sanitätsrats, da mußte er wohl doch endlich in seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln.

So still, bescheiden und zurückhaltend Dore immer gewesen war, ihm hatte sie die höhere Instanz bedeutet. In allen Schümen seines Lebens hatte ihn ein Gefühl innerer Sicherheit immer aufrecht erhalten: du kannst ja nicht verderben, dir bleibt ja selbst in der ärgsten Not ein Rettungsanker, an den du dich klammern kannst. Ja, als er gemerkt hatte, wie die Reize seiner Cousine seine Sinne mehr und mehr gefangen nahmen, hatte er trotz seines inneren Unbehagens nicht allzu energisch dagegen angekämpft, — was konnte ihm denn passieren, solange er die Dore hatte, die ja nur die Hand nach ihm auszustrecken, nur eine mißbilligende Miene aufzusetzen brauchte, um ihn zu ihr zurückzuführen. Sie war ihm unentbehrlich gewesen, er war gewöhnt, sie als sein Eigentum zu betrachten, und nun sollte sich sein ganzes Leben, das auf ein Zusammengehen mit ihr zugeschnitten war, auf einmal nach völlig neuen Gesetzen abspinnen? Das erschien ihm undenkbar. Und mit welcher Empörung man ihm sein „Almosen“ vor die Füße geworfen hatte! Überhaupt welche Idote: „ein Almosen“. Sein Grübeln brach plötzlich jäh ab, er sah mit weitgeöffneten Augen vor sich hin, als ob er etwas Wunderbares, Neues ersähe. Das „Almosen“ — war es das vielleicht? Ein heller Sonnenstrahl fiel in sein Herz, unwillkürlich breitete er seine Arme aus: „O Dore, liebe törichte kleine Dore! Wenn ich das nur erst weiß, vielleicht, vielleicht wird dann noch alles gut — vielleicht besiegen wir dann sogar auch noch den Sanitätsrat.“ —

Am anderen Morgen, als Herr von Grening die eingegangenen Postkassen las, warf er plötzlich einen Brief mit heftiger Indignation auf den Tisch: „Welche Gemeinheit!“

Seine Gemahlin nahm den Brief erschrocken auf. Sie las: „Halten Sie Ihre beiden Augen offen über drei anderen. Im Park von Luisenverder paart sich der zugeflatterte Spatz mit der einäugigen Finkin. Es kost sich ebensogut zwischen Krautbeeten und Rosenheiden wie unter Orchideen und Palmen! Was geht es das Vogelgefindel an, daß es Schmach unter des Gastfreundes Dach bringt! Der Spatz flattert seiner Wege, wenn er des Wirrens satt ist, und die Finkin weint sich darum ihr letztes Auge nicht aus; sie weiß, daß ihr des Edel-falken Nest jederzeit geöffnet ist, dessen Grobmut ihre Schande deckt. Ein Freund Ihres Hauses.“

„Wut, das ist verdächtig.“

Sie erkannten beide die Schrift Vertrauens, des einstigen Volontärs von Luisenverder, der erst vor vier-zehn Tagen das Gut verlassen hatte. Ihm hätten sie den Schurkenstreich am allerwenigsten zugetraut, sie hatten ihn für einen Ehrenmann gehalten, außerdem war er Rittmeiers guter Freund gewesen, und vor Dore hatte er stets die größte Hochachtung gezeigt. Daß der Inhalt des Briefes auf diese beiden hinwies, daran zweifelten sie ebensowenig wie daran, daß es sich um eine nichtswürdige Verleumdung handele. Nicht einen Augenblick kam ihnen der Gedanke, daß Rittmeister und Dore in der Tat ein Vorwurf treffen könne, aber, so meinte Herr von Grening, sie liebten sich vielleicht und hätten in ihrer Arglosigkeit eine zu große Vertraulich-keit vor der Welt gezeigt. Dem widersprach Frau von Grening gereizt. Es war ihr ein unerträglicher Ge-danke, daß Dore den „fremden Mann“ lieben könnte.

Herr von Grening faßte die Sache praktisch auf. Dore sei ein liebenswerthes Geschöpf und Rittmeister ein stattlicher, hübscher Kerl von gut bürgerlicher Herkunft, dazu ein tüchtiger Mensch, mit der Aussicht, es einmal zu etwas zu bringen. Was wäre also dagegen einzu-wenden, wenn die beiden sich heiraten wollten? Aber dann möge Rittmeister sich augenblicklich entscheiden, so oder so . . .

Seine Frau war anderer Ansicht. Wenn man die beiden Menschen in eine Zwangslage hineintriebe, da würde Dore schließlich nicht anders können, als ja zu sagen. Es war ihr ganz unmöglich, auszuendenken, daß Dore einmal freiwillig von ihr gehen könnte und sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie ohne sie leben soll-ten. Ob denn ihm das so gleichgültig sei.

Herr von Grening trommelte erregt mit den Fin-gern auf die Tischplatte. Gleichgültig — nein, wahr-haftig nicht, sogar recht schwer würde es ihm werden, aber man dürfe doch aus Egoismus dem Glück des Kindes nicht im Wege stehen. Dores Glück liege aber nicht in der Welt draußen, beharrte seine Frau; mit ihrem zarten Empfinden müßte sie sich an tausend Rauheiten stoßen. Und dann Heinz, was der wohl zu Dores Heirat sagen würde!

„Ich denke, den nimmt jetzt das Fräulein Cousine so in Anspruch, daß er keine Zeit für andere Dinge hat“, meinte Herr von Grening ingrinmig; „wenn er sich mehr um die beiden gekümmert hätte, würde das nicht vorgekommen sein.“

Der Hinweis auf Biddy rief Frau von Grening die Erinnerung wach, daß diese zuerst den Verdacht gegen Dore ausgesprochen hatte. Die Abneigung, die sie in letzter Zeit gegen sie empfunden hatte, steigerte sich zum Widerwillen. „Sie ist eine Intrigantin“, schalt sie, „sie laviert und spioniert, dabei ist sie so entsetzlich oberflächlich und puzzißig, — wenn man nur wüßte, wie man Heinz von ihr fernhalten könnte.“

„Mit einem Nachwort schlimmstenfalls“, entschied Herr von Grening, „ich werde Heinz nie meine Ein-willigung zu einer Ehe mit der Birkenhainerin geben! Wenn Dore sich nicht so ablehnend verhielte, würde er unbedingt hören; aber sie bestärkt ihn unbegreiflicher-weise noch in dem unsinnigen Projekt.“

„Dore, immer Dore! Da siehst du doch, wie un-entbehrlich sie uns ist.“

„Es ist nur schade, daß wir beide uns nicht mit ihr trauen lassen können, damit wir sie zeitlebens fest haben.“

Auf das Nächstliegende, Heinz mit ihr zu ver-binden, kam keiner von ihnen.

Man konnte Heinz den Brief nicht verheimlichen, und auch er glaubte die Schrift des früheren Volon-tärs zu erkennen. Er war außer sich vor Empörung. Sofort dachte er an die hämischen Bemerkungen, die Biddy am Tage zuvor an das Zusammensein Dores mit dem Gärtner im Gewächshause und den Verlust des Schlüssels geknüpft hatte, und der Zorn darüber stieg von neuem in ihm empor, zugleich aber auch ein unbestimmter Argwohn.

„Ihr habt doch nicht einen Augenblick an die Wahr-heit dieser gemeinen Verdächtigungen geglaubt?“ stieß er hervor.

„Nein, aber es könnte sich um eine Unbesonnenheit handeln.“

Heinz reckte sich zu seiner vollen Höhe auf, und mit tiefer Bewegung und feierlichem Ernst erklärte er: „Ich will jederzeit für Dores Unberührtheit die Hand ins Feuer legen, — auch an eine Unbesonnenheit glaube ich nicht, weder von ihrer noch von Klaus Rit-tmeiers Seite. Ich habe keinen Grund, an seiner Ehre zu zweifeln, — das ist eine niederträchtige, schwachvolle Erfindung.“

„Mein Sohn, es ist das Vorrecht der Verliebten, Torheiten zu begehen. Wenn die beiden sich nun gern hätten?“

„Nein, nein! Das kann nicht sein!“ rief Heinz leidenschaftlich, „Dore liebt ihn nicht!“

„Weißt du das gewiß?“

Er stockte nun doch einen Moment, aber dann dachte er an ihren stolzen, abweisenden, reinen Blick im Ge-wächshaus, als sie gemeint hatte, auch er glaube an ein Tete-a-tete mit dem Gärtner, und er rief mit freudiger Bestimmtheit noch einmal: „Dore liebt ihn sicher nicht! Für Rittmeiers Gefühle kann ich mich freilich nicht ver-bürgen.“

„Es ist alles in allem eine fatale Geschichte. Gegen den Absender des Briefes offen vorzugehen, ist nicht rätlich, das macht ein großes Geschrei und müßte für Dore geradezu tödlich sein.“

„Ich wünschte eine bessere Genugtuung für sie“, sagte Heinz mit verhaltener Bewegung. Die Eltern sahen ihn gespannt an.

„Dore steht unter dem Schutz unseres Namens, wie jeder weiß; trotzdem hat sich die Verleumdung doch an sie herangewagt! Der Schutz ist also noch nicht aus-reichend genug, sie muß auch wirklich unseren Namen tragen.“

„Du denkst an eine Adoption?“

„Nein, ich denke sie zu eurer Schwiegertochter zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein satter und ein hungriger Mann können schlecht miteinander sprechen.
Macaulay.

Bilder von der Kriegsmesse.

Leipzig, Anfang März.

Auch hier hieß es: durchhalten! Ausfallen durfte sie nicht. Denn gerade die Osterformesse, die für diese Woche fort dauert, gibt den großen Maßstab für das ganze Pro-duktionsgebiet der deutschen Industrie, für alle wesentlichen Zweige der Gebrauchsartikel. Nun steht! Der Betrieb der inneren Stadt kam ohne Störung in Gang und nimmt seinen Verlauf in der gewohnten Weise. Die Messpaläste sind fast so reich wie sonst mit Schildern und Fahnen bestückt und

füllen die Hauptstraßen mit fröhlicher bunter Kasse; einige davon dekorieren am Gesims die Farben der uns freundlich gesinnten Länder in gemischtfarbiger Reihe. Der wandelnde Kassezug rundet seinen altvorgesprochenen Weg im engsten Bezirk der Altstadt. Nur die Grammophone schweigen. Auf Ausrufers Horcht man vergebens, denn nichts darf laut angepriesen werden. Ruhig ziehen Geschäft und Verkehr ihre Formen, bewegen und wechseln sie die Bilder.

Da werden die Herren der feindlichen Handelskreise drüben in London und Paris böse Augen machen. Seit einiger Zeit tragen sie sich mit einer neiderfüllten Absicht. Sie möchten dies durch die stetig sich entwickelnde zielbewusste Arbeit der Jahrhundert so stark gewordene Kulturgebäude der Leipziger Messe mit den Mitteln konkurrierender Unternehmen gern aus dem Wege räumen. Aber an den Tatsachen, die wir ihnen entgegenhalten können, werden auch diese Projekte zuschanden gehen. Jedenfalls wollen wir es getrost abwarten, ob je in London oder in Paris, Birmingham oder Lyon ein nachgeahmtes Abbild der Leipziger Messermesse entstehen kann.

Charakteristisch ist es diesmal, daß man auch Einkäufer in Uniform die Musterlager besuchen sieht. Es sind da etliche direkt vom Schlachtfelde her für den Zweck des Messebesuches beurlaubt worden. Die Zahl der Aussteller beträgt 2100, circa, es werden aber eher einige mehr als weniger sein, gegenüber 4000 auf der vorjährigen Osterbormesse. Das Resultat darf, den schweren Umständen entsprechend, wohl zufriedenstellen. Die Miete für die Messräume wurde allgemein um 50 Prozent ermäßigt, die Gasthöfe gaben ihre Zimmer zu gewöhnlichen Preisen ab. Damit war für die Verlebung der Betriebe schon einiges gewonnen. Aus fast allen neutralen Staaten trafen Einkäufer ein, selbst aus Brasilien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, auch Amerika, kommen hier vor allem in Betracht. In mehreren Messpalästen entwickelte sich eine erfreulich rege Kauflust. Für den ersten Tag war überdies der Besuch von einer Anzahl ausländischer Pressevertreter der neutralen Länder zu verzeichnen. Sie waren von dänischen, norwegischen, italienischen, spanischen, türkischen und amerikanischen Zeitungen oder Pressebüros entsandt und nahmen Gelegenheit, die Einrichtungen der Messe zu studieren. In den Hauptstraßen wurden kinematographische Aufnahmen von Partien des Meshtreibens, die alle charakteristischen äußeren Züge in sich gesammelt hatten, gemacht. Wo es möglich und zweckmäßig ist, sollen sie die Wahrheit über die historische Kriegsmesse mit verbreiten helfen.

Im Vordergrund des Interesses standen, wie man sich wohl denken kann, alle die Dinge, die in phantasievollen Formen vollständig gewordene Gestalten und Objekte des Krieges symbolisieren oder realistisch darstellen wollten. Wie hier gegen allen guten Geschmack gesündigt wird, das prägt sich mit bedenklicher Deutlichkeit aus. Ach, der arme Hindenburg! Was muß er sich nur gefallen lassen. Aber im Ernst, es ist oft schmerzlich, zu betrachten, wie die ritterlich-männlichen Züge des Feldherrn an allerhand kleinen Plastiken, Nipsachen, keramischen Arbeiten und dergleichen durch dilettantische Kunststümperei ihres reinen großen Ausdrucks enteignet werden. Und das zu einer Zeit, wo dieser einzige Mann mitten in den Sorgen der Schlachten steht! Es gibt genug schönere Arten, ihn zu ehren. Eine Hindenburglampe wird schon als die größte Neuheit angepriesen. Neben Hindenburg führen der große Mörser und das Eiserne Kreuz überall, meist sentimentalistisch verzerrt, wieder. Neue Kriegsspiele werden vorgeführt. Hinter einem Schaufenster sieht man zwei Männer, der eine als deutscher Soldat, der andere als französischer Kosakent, wie sie mit kleinen Geschützen ihre pappenen Zwergruppen gegenseitig über den Dausen schießen. Das Publikum drängt sich da wie in einem Freitheater.

Besondere Aufmerksamkeit verdient eine kleine Sonderausstellung der Messe in der Mäbler-Passage. Es wird hier der Versuch gemacht, einen vergleichenden Überblick über eine Gruppe von Waren zu geben, die sonst aus England oder Frankreich eingeführt wurden, oder die, in Deutschland hergestellt, erst ihren Weg über die feindlichen Länder nahmen, um dann als fremde Fabrikate mit entsprechendem hohen Preisen bei uns Absatz zu finden. Den ausländischen Artikel sind die deutschen gegenüber gestellt. Leider ist die Übersicht keine vollständige. Doch soll die Ausstellung während der Messe noch erweitert werden. Sie läßt mit erkennen, daß die deutsche

Industrie nun ernstlich bemüht ist, sich von dem fremden Einfluß, der in ideeller wie realer Hinsicht nur benachteiligen will, energig frei zu machen. Zu den Artikeln, die Deutschland so künftig direkt aus seiner Industrie auf den heimischen Markt bringen wird, gehören: Spieltische, die z. B. aus Paris bezogen wurden, Spielfassetten, die England lieferte, Wachsfiguren und Figuren, Schaufensterstellagen, Registrierkassen, Stahlfedern, Messer, Japanwaren, Parfümerien, Madrasstoffe für Gardinen, Lampenschirme, englische Uhrenschlüssel (es wird gefragt, wer dies in Deutschland herstellt), Werkzeuge, Sportartikel, Bestandteile für Modellschiffe und andere mehr. Alle diese Waren werden bei uns nicht nur billiger, sondern auch solider und qualitativ besser hergestellt.

Ob hier eine Aufgabe gegeben ist, die Träume verwirklichen könnte?

Heinrich Greter.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Brief aus Amerika. (Original.) Der Krieg wirkt auch hier in Amerika nicht allein in privater Hinsicht sehr unangenehm, sondern auch geschäftlich. Maschinen oder sonstige Artikel von drüben zu bekommen, hält in diesen Zeiten sehr schwer und außerdem ist der Amerikaner schwer dazu bewegt, jetzt irgend welche Bestellungen zu placieren, da die Verhältnisse hier selbst durchaus nicht glänzend sind. In dem letzten Jahre war ja hier eine geschäftliche Stagnation, wie sie Amerika noch nicht erlebt haben soll und allgemein schiebt man diesen Umstand auf den neuen Tarif hin, der den Import fremdländischer Güter natürlich sehr verbilligte. Aber, wie Präsident Wilson sich ab und zu ausdrückt, — und er hat darin bis zu einem gewissen Grade nicht unrecht — ist das alles wohl mehr oder weniger nichts anderes als ein psychologisches Moment, das hemmend wirkt. Der Amerikaner läßt sich von seinen Zeitungen zu viel beeinflussen, wie überhaupt die Zeitungen hier wohl die größte Macht Amerikas sind. Sie beeinflussen die öffentliche Meinung in einer Weise, die speziell uns Deutschen oft auf die Nerven geht und es hat hier schon ganz gewaltige Protestkundgebungen gekostet, um die öffentliche Meinung wenigstens davon zu überzeugen, daß wir Deutschen und Deutsch-Amerikaner ein Volk sind und zusammenhalten. Mehr allerdings haben wir kaum erreicht oder doch nur bis zu einem geringen Maße. Wer uns liest, die öffentliche Meinung in einen anderen Kurs zu lenken und gewisse Zeitungen fort und fort Lügen zu strafen, das sind die Helden unserer deutschen und österreichischen Heere. Ein Beispiel: Vergangene Woche schwelgen fast sämtliche englisch-amerikanische Zeitungen in dem Genuße, der über Petersburg kommenden „unofficial despatches“, daß die Russen den „größten Sieg, der bisher in diesem Kriege errungen worden ist“, errungen haben. Sie haben approximativ 60 000 deutsche Kriegsgefangene gemacht, denn von Warschau hat man 48 oder 50 Eisenbahnzüge abgeschickt, die die Gefangenen hereinbringen sollen. Es wurden sogar Details von diesem Riesensiege gebracht und wir Deutschen mußten uns viele höhnische Bemerkungen gefallen lassen, die immer auf unsere endliche Niederlage hingingen. Was man aber von solchen Nachrichten zu halten hat, wissen wir ja, und der Triumph war auf unserer Seite, als plötzlich „Petrogard“ offiziell zu verstehen gab, daß das Volk unoffiziellen Nachrichten niemals Glauben schenken solle. Außerdem hörten wir am selben Tage, daß General Hindenburg zum Generalfeldmarschall ernannt worden sei, und daß solche Ernennungen nicht als Belohnung für erlittene Niederlagen fallen, das wissen wir ja schließlich auch, und auf einmal kommen dieselben Zeitungen, die früher in 20 Zentimeter hohen fetten Buchstaben die Riesenniederlage der Deutschen ankündigten, mit Besprechungen über die deutschen Siege in Rußland und heute sagen sie, daß die Gefangenen, die Deutschland in dem letzten Schlachten gemacht hat, gegen 80 000 erreichen. Trotz dieser Behauptung, die die hiesigen Zeitungen während der Kriegsdauer allwöchentlich, ja fast täglich erhalten haben, fallen sie immer noch auf die plumpsten Dummheiten hinein, die über Petrogard, dann insbesondere Rumanland und Rom kommen, und ich habe bisher in den ganzen Vereinigten Staaten (draußen im Westen war ich allerdings in der letzten Zeit nicht und weiß nicht, welchen Standpunkt die Chicagoer und

sonstigen westlichen Zeitungen einnehmen) eine einzige in englischer Sprache geschriebene Zeitung entdeckt, die wirklich neutral ist, man könnte sagen, die schon mehr auf deutscher Seite ist, denn diese Zeitung hat sich die Lehre, daß deutsche Nachrichten sich immer als zutreffend erwiesen haben, zunutze gemacht und schreibt infolgedessen in dementprechenden Sinne. Der Kriegsberichterstatter dieser Zeitung („Boston-Journal“) war kürzlich in Berlin und bringt ausführliche Nachrichten über die Verhältnisse, wie er sie in Deutschland vorgefunden hat. Er war vorher in Paris und kann infolgedessen sehr zutreffende Vergleiche ziehen. Solche Artikel wirken hier und ich wünschte, mehr solche Leute würden sich Deutschland ansehen und darüber schreiben. Außerdem hat die Zeitung einen Mann, der jeden Tag über die Kriegslage schreibt. Sein Name ist ungewisselhaft französischer Abstammung, und schon der Umstand, daß er früher Berichterstatter für Pariser und Brüsseler französische Blätter war, läßt darauf schließen, daß er französischer Abstammung ist. Dieser Mann schreibt glänzend und es ist ein Vergnügen, seine Artikel zu lesen. Er hat vor allen Dingen eine Ahnung von europäischen Verhältnissen und ist in Geographie und Geschichte etwas mehr bewandert als der Rest der amerikanischen Zeitungsleute. Diese wissen zwar, wo New York und Chicago, London, Paris und Brüssel liegen, sie wissen aber nichts vom Rest der Welt. Kürzlich vernichteten sie die kaiserliche Flotte der Deutschen in der Nähe von Frankfurt an der Oder, vergangenen Donnerstag brachten sie fünf russische Infanterie-Regimenter und Artillerie zur Unterstützung der Serben 500 Meilen (englische Meilen) die Donau hinunter, womit sie natürlich stromabwärts meinten. Nun stellen Sie sich mal das vor. Ich hatte kürzlich mit einem Mann, der für gebildet gelten kann, eine Unterredung bezüglich des Krieges, „war talk“ nennt man das hier. Der Mann sagte mir allen Ernstes, daß Österreich-Ungarn vor 50 Jahren noch nicht existiert hat, und daß die Habsburger in diesen 50 Jahren von allen möglichen Ländern Stücken weggeschoben und so die österreichisch-ungarische Monarchie errichtet haben. Bosnien und die Herzegovina sah der Mann als den Klimax der Kultur in allen Ländern Österreichs an und als die bedeutendsten Länder, die sich unter der österreichischen Krone befinden. Kann man da nicht aus der Haut fahren. Ich befragte den Mann über die Geschichte des Mittelalters, denn irgendwelche Kenntnisse bezüglich der ersten Habsburger fehlte ich natürlich bei ihm nicht voraus, aber da kam ich schlecht an. Damals war Spanien (um 1525) die prädominierende Macht auf der ganzen Welt und von Österreich keine Spur. Ich konnte mich nicht enthalten, diesen Herrn über seine Schulbildung ein bißchen auszufragen, und da hörte ich denn, daß er „high school“ gehabt habe, also eine Hochschule, die etwa mit der Realschule in eine Reihe gebracht werden kann. Reden hilft da aber nichts mehr, die Vorniertheit sitzt da schon zu tief. Amerika im allgemeinen sympathisiert mit Rußland. Warum? Erstens mal hat Rußland vor hundert Jahren ein paar Kriegsschiffe vor dem New Yorker Hafen liegen gehabt, um amerikanische Interessen zu schützen, und das vergißt man nicht so leicht, aber die Hauptsache ist, daß der Zar ganz Rußland trocken gelegt hat. Man kann dem Amerikaner mit nichts mehr imponieren, ich meine da den Durchschnitts-Amerikaner, als wenn man ihm sagt, wie sehr man Bier usw., überhaupt Alkohol, haßt, und der Zar hat sich in der Prohibitionsbewegung ein unsterbliches Verdienst geschaffen — in den Augen der Leute hier, denn sie glauben fest daran, daß der Russe, der schon als Säugling Schnaps in die Milchflasche bekommt und sein ganzes Leben lang entweder im betrunkenen Zustand oder im Zustand des Nakenjammers herumläuft, sich jetzt auf einmal das Schnapsirren abgewöhnt hat. Ich lache jeden aus, der mir mit solchen Märchen kommt, denn ich selbst habe in Rußland gelebt und kenne die Verhältnisse dort. Schnaps, Wodka, ist Nahrungsmittel in Rußland und wenn der Russe keinen Schnaps hat, kann er nicht leben. Aber hier wirken die dümmsten Sachen. Dafür schreibt man aber auch fleißig über Deutschland, und Berichte, daß die Deutschen in dem oder jenem Orte als Erstes so und so viel tausend Flaschen Wein und Sekt requiriert haben und den Tabak, das wird fett gedruckt. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz kommen sehr schlecht weg. Ihn haben die Zeitungsschreiber der Alliierten schon mindestens zwanzigmal erschossen, verwundet, gefangen

genommen, im Kampfe tödlich verlesen lassen, und es werden wunderschöne Berichte zusammengezinimert. Vergangene Woche wurde er in Polen von den Russen vernichtet geschlagen und an dem ganz gleichen Tage, nur einige Stunden später, fiel er den Franzosen als Kriegsgefangener in die Hände. Der Kaiser selbst fiel an einem Tage in einen mit Wasser gefüllten Schützengraben, und zwar in Nordfrankreich; am selben Tage stürzte er in der Nähe Breslaus vom Pferde und war leicht verletzt. Glauben Sie aber nicht, daß verschiedene Zeitungen diese verschiedenen Nachrichten bringen, nein, Sie lesen beide Nachrichten in ein und derselben Ausgabe, manchmal nur wenige Zeilen voneinander entfernt. Kann einem da nicht die Geduld ausgehen? Hier macht sich ein Fehler Deutschlands bemerkbar. Denn Deutschland, und ganz speziell Österreich, haben auf die Presse niemals genügend Wert gelegt. Man hat sich darum einfach nicht gekümmert, und England hat in Erkenntnis des Wertes der Zeitungen heute hier in den größten Zeitungen seine eigenen Leute als Leiter und Editoren sitzen, die natürlich die ganze Zeitung beeinflussen und sie im Sinne britischer Krämerpolitik führen. Aber hoffentlich wird Deutschland sich diese Tatsache zunutze machen. Ich bin heute etwas sehr welt-schweifig geworden, ich glaube aber, daß es Sie interessieren wird, zu hören, wie man hier beiläufig denkt und was wir Deutschen Amerikas für Kost auf den Tisch gesetzt bekommen. Ich werde Ihnen heute oder morgen einige deutsch-amerikanische Zeitungen schicken, aus denen Sie ersehen werden, wie der Deutsch-Amerikaner denkt und handelt.

Nachtgefecht bei Andechy (4./5. November 1914). Der Verfasser ist 80er.

Novembernebel, tiefschwarz die Nacht,
Vor uns ein Wäldchen, da halten Wacht
Gersdorff-Füsiliere, zweihundert Mann.
„Franzmann, Franzmann, komm nur heran!“

In die dunkle Nacht spä'n wir hinaus,
Unheimlich tönt des Windes Gebräus.
Sonst alles still. Doch dorten im Wald
In dunklen Anäul'n sich's zusammenballt.

Kein Laut zu hören, kein Schimmer zu seh'n!
Doch in dem Wäldchen muß etwas sieh'n!
Wir spähen und lauschen ins Dunkel hinein:
„Du, rechts da das Schwarze, was mag das sein?“

„Es ist nichts, die Nacht ist so schwarz, Kameraden.
Sind auch alle Gewehre in Ordnung, geladen?“
„'s ist alles in Ordnung!“ — So liegen wir,
Den Finger am Abzug, das Aug' am Visier.

Wir lauschen und spähen, jede Faser gespannt,
„Wenn sie nur lämen!“ Es zuckt jede Hand.
Dreihundert Patronen bei jedem Gewehr.
„Du tüdlicher Feind, so komm doch nur her!“

Es lauert der Tod aus dem schwarzen Rohr,
Unheimlich schau'n die Gewehre hervor.
„Was gilt's!“ lacht der Tod, „heut' gib's einen Strauß,
Heut' bring' ich mir gute Ernte nach Haus!“

Wir lauschen und spähen, da flammt ein Licht,
Dort noch eins, da auch eins! Auf einmal bricht
Aus Tausenden leuchtender Augen Schein,
Aus dem Walddesdunkel, den feindlichen Reih'n.

Und im Walde wird's lebendig. Wir liegen bereit...
„Laßt sie nur kommen, noch sind sie zu weit,
Auf 200 Meter, dann hinein mit der Saat!“
Der Führer schmunzelt: „Ich weiß, Kamerad!“

Da trifft ein gellend Geschrei unser Ohr,
Zu Tausenden bricht's aus dem Walde hervor.
„Wir empfangen dich, Franzmann, komm' näher heran!“
Zweihundert Füsiliere gegen dreitausend Mann!

Jetzt „Feuer!“ „Hinein in die dunklen Reihen!“
Da — ein Taumeln, ein Fallen, ein gräßliches Schreien,
Und zurück wogt der Aufsturm — dreimal erneut,
Bis die aufgehende Sonne die Rebel zerstreut.

Was wir da gesehen, erzähl' ich euch nicht,
Doch mancher von uns wandte ab das Gesicht.
Hell leuchtend begrüßt uns das Morgenrot —
Und still übers Schlachtfeld schritt hin der Tod.